

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

204 (1.9.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 107



Nr. 107.

Karlsruhe, Dienstag, den 1. September

1896

Nachdruck der Originalaufgabe des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Annemarie.

Novelle von K. Sommer.

(7)

„Er ist treu gewesen, Mutter, immer. Und als er es nicht mehr sein konnte, da gab er sich den Tod. Ich verdamme ihn deshalb nicht, ich beklage ihn nur und beweine ihn deshalb nicht minder heiß.“

„Aber kann es nicht auch eine andere Macht sein, die sein Leben vernichtet hat? Gleichviel, ich frage nicht danach, aber ich traure um ihn, immer.“

Sie erhob sich langsam, trat an's Fenster und starrte in die dunkle Nacht hinaus.

Mir that das Herz weh ob der gebrochenen Gestalt.

Beim Fortgehen reichte sie mir den Schlüssel zu ihrer früheren Wohnung und bat mich, die Sachen im Atelier zu ordnen und den Verkauf der Bilder in die Hand zu nehmen.

Ich versprach es ihr und bat sie, in allen Fällen auf mich rechnen zu wollen.

In der darauffolgenden Nacht schloß ich kein Auge. Immer sah ich das bleiche, abgehärtete Frauenbild vor mir und den Freund mit blutender, geschossener Brust.

Am andern Morgen früh ging ich nach seinem Atelier, vielleicht löste sich mir dort das dunkle Rätsel. Ich fand alles in gewohnter Ordnung, so, gerade so mußte er die Stätte seines Schaffens verlassen haben. Neben dem Bilde, an dem er zuletzt gearbeitet, lag noch der Pinsel, als hätte er ihn eben erst aus der Hand gelegt, über dem Stuhl, dicht daneben, hing sein Malerfittel. Mir war, als müßte er jeden Augenblick hereintreten mit seinem frischen, frohen Lachen und mir die Hand auf die Schulter legen, wie das so seine Weise war. Der ganze Schmerz um den toten Freund kam wieder über mich, ich mußte mich erst eine Weile hinsetzen, um mich zu fassen.

Dann blickte ich in dem Raum umher. Was da hing und stand, war mir alles bekannt, er mußte während meiner Abwesenheit nichts Neues geschaffen haben. Das Bild dort auf der Staffelei „Unter der Dorflinde“ hatte er eben vor meinem Fortgehen angefangen, nun war es vollendet. Es blickte mich traurig an, trotz der frohen, lachenden Jugend, die im Abenddämmerchein unter der großen Linde ihr Wesen trieb.

Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen, ich mußte die Hülle über das Bild senken.

Neben mir auf dem Tische lag sein Skizzenbuch. Mechanisch griff ich danach und schlug es auf. Bekannte Sachen fielen mir entgegen, einige neuere Entwürfe, dann ein Frauenkopf, wunderbar schön in seinem Ausdruck. Und wieder und wieder dies berückende, fein geschnittene Antlitz, in den verschiedensten Stellungen, mit dem wechselndsten Ausdruck. Hier lachte es dem Beschauer entgegen, so sonnig warm, so kindlich unschuldig, dort überhauchte es ein tiefer Ernst, bange Sehnsucht. Hier blickte es schelmisch kokett, dort war es kühl, voll abweisenden Stolzes.

Da hatte ich plötzlich das Rätsel, wonach ich gesucht. Dieses Weib hier war schuld daran, daß er in den Tod gegangen. Ich verstand nun plötzlich alles. Die Leidenschaft für sie hatte ihn gepackt, wider seinen Willen, trotz des ehrlichsten Kampfes. Er hatte nicht davon los kommen können, und er hatte sich dadurch erniedrigt gefühlt, es war ein Fluch gewesen auf seiner bislang unverletzten Ehre. Vielleicht hatte das alles nur unausgesprochen in seiner Seele gelegen, ein heimlicher Feind, mit dem er bis auf's Blut kämpfte, aber daß er dagegen kämpfen mußte, daß die unselige Leidenschaft bestand, war für seine empfindlichen Ehrbegriffe schon gleichbedeutend mit Ehebruch, ein strafwürdiges Verbrechen, das keine andere Sühne fand als den Tod.

Ich ballte die Faust, ich hätte die Blätter zerreißen mögen, von denen mir das verführerische Antlitz entgegenlächelte, aber ich that es nicht, ich sammelte alle in meine Brusttasche, seine Frau sollte sie nicht sehen.

Noch an demselben Tage erfuhr ich von allen Freunden und Bekannten das traurige Ereignis, und daß er rasend verliebt gewesen sei in die schöne Miß Ellen. Sie habe aber auch alle ihre Künste an ihm erprobt und ihr Spiel mit ihm getrieben, wie sie es mit allen thue, die in ihre Nähe kämen. Bei ihm wäre ihr das Spiel wohl von doppeltem Reiz gewesen, weil er sich so wacker dagegen gestraubt und weil ja auch sein glückliches Eheleben allgemein bekannt war. Hier und da sprach man sich sehr empört über sie aus, in den meisten Fällen entschuldigte man ihr Thun mit der, den meisten Frauen eigenen Sucht, zu kokettieren. Sie hätte das Spiel wohl nicht so weit treiben wollen; weshalb brauchte sich der Mann deswegen auch gleich zu erschließen. Solche Fälle kämen hundertmal vor — man lachte nachher höchstens über seine Thorheit.

Ich schwieg dazu, aber ich haßte das schöne Weib, das so leichtsinnig mit anderer Glück und Ehre spielte, und es kam ein förmliches Verlangen über mich, ihr entgegenzutreten, kalt und verächtlich und sie zu strafen für das, was sie an dem Freunde gethan. In den nächsten Tagen schon ging ich zu M. Fourtyland und sah dort Miß Ellen.

Ja, das war sie, deren Züge der unglückliche Freund so unähligemale auf das Papier geworfen. Aber schöner noch war sie, schöner als ich sie mir gedacht. Es waren ja nicht allein ihre äußeren Reize, die bezauberten, sie hatte auch so ein eigenartiges, faszinierendes Wesen. Sie gab immer Rätsel auf, sie war jeden Tag eine andere. Wie ein Käzchen war sie in allen ihren Bewegungen, so weich, biegsam und grazios, wie ein Käzchen lag sie eingekuschelt in die seidnen Polster und Kissen und die grüngrauen Augen glitzerten und schillerten, während von ihren Lippen ein eigenartiges girrendes Lachen klang.

Mein Auge berauschte sich an ihrer Schönheit, aber ich zeigte es ihr nicht. Ich blieb fremd und gleichgültig ihr gegenüber, voll kühler Höflichkeit. Alle ihre Bemühungen, mich zu fesseln und zu reizen, blieben ohne Erfolg. Ich wich ihr nicht

aus, im Gegentheil, ich suchte eben so eifrig ihre Gesellschaft, wie alle ihre offenkundigen Verehrer, aber ich begegnete ihr mit einer spöttischen, überlegenen Ruhe, die wohl manchmal etwas beleidigendes hatte. Ich war der Einzige in der Gesellschaft, der nicht an ihrem Triumphwagen zog, und das fiel auf. Erst neckte man mich damit, witzelte darüber, schließlich bewunderte man mich.

Ob es in meiner Brust wirklich so ruhig war, wie es den Anschein hatte? Es kamen doch auch Augenblicke, wo das Blut heiß in mir aufwallte und mir die Ueberlegung nehmen wollte. Aber dann dachte ich an den verlorenen Freund, an die Leidensgestalt seiner Gattin, und ich meisterte es. Die verschiedensten Empfindungen durchwogten mich, Bewunderung, Haß, Abscheu und ein heißes Triumphgefühl, daß sie, die vergötterte Schönheit, mich mit allen Mitteln zu gewinnen suchte. Und da packte mich oft der Gedanke, das milde Verlangen, wie wenn Du Macht gewönneft über sie? Wenn sie dir ihre Seele zu eigen geben wollte, und du wiesest sie lächelnd zurück? Wäre das nicht die beste Rache für deinen Freund? Er hatte etwas Ueberwältigendes, dieser Gedanke, er ließ mich vergessen, daß ich mit dem Feuer spielte.

Eines Tages hatte sie mich gebeten, ihr Bild zu malen, sie wollte es ihrem Vater, dessen Geburtstag in wenigen Wochen wäre, als Angebinde hinübersenden. Höflich, aber kühl lehnte ich dies ab, indem ich Mangel an Zeit vorschützte. Ich muß gestehen, es reizte mich wohl sehr, dieses wundervolle Frauenantlitz auf die Leinwand zu bringen, mein bestes Können hineinzulegen, aber eine unbestimmte Furcht, eine leise Ahnung, als könne mir dies Gefahr bringen, hielt mich davon zurück.

Kurze Zeit darauf, in einer Gesellschaft bei Fourthlands, kam zufällig die Rede darauf. Professor Hendrichs fragte Miß Ellen, ob sie bereits wegen ihres Porträts mit mir gesprochen habe.

„Gesprochen wohl, Herr Professor“, jagte sie mit leisem Schmolzen, „aber leider einen Korb geholt.“

Der Professor sah mich verwundert an.

„Wie, Antoni, eine solche Gelegenheit lassen Sie sich entgehen? Eine lohnendere Aufgabe für Ihr Talent könnten Sie ja gar nicht finden. Ich dachte, Sie hätten dies Anerbieten mit Kußhand angenommen.“

Ich entschuldigte mich mit der Kürze der Zeit, mit anderen drängenden Arbeiten.

„Wer, bester Freund, das läßt sich ja später alles nachholen. Diese Gelegenheit dürfen Sie sich nicht entweichen lassen, die wird vielleicht ihren Namen berühmt machen, noch dazu in der Neuen Welt. Und was die Kürze der Zeit betrifft, dem wird Miß Hoggard gewiß gern Rechnung tragen, indem sie Ihnen, ganz nach Ihrem Wunsch und Willen, die Sitzungen zu bestimmen erlaubt.“

Miß Ellen lächelte spöttisch.

„Ich fürchte nur, Herr Professor, es sind andere Bedenken, die Herrn Antoni nicht auf meinen Wunsch eingehen lassen. Vielleicht traut er sich nicht die Fähigkeit zu, mein Bild genau wiederzugeben. Bei einer solchen Chamäleonnatur, wie die meine, die dem Antlitz, wie Sie ja alle behaupten, in jeder Viertelstunde einen andern Ausdruck verleiht, ist das ja auch schwerlich zu verlangen. Ich werde also wohl auf meinen schönen Plan verzichten müssen.“

Was ihre Bitten nicht vermocht hatten, ihr spöttischer Zweifel an meiner Fähigkeit erreichte es.

Ich verbeugte mich lächelnd.

„Sie irren, Miß Hoggard, dieses Bedenken, welches Sie betonen, liegt mir ganz fern, und um Ihnen und meinen Herren Kollegen das zu beweisen, bin ich bereit, mich der ehrenvollen Aufgabe zu unterziehen, d. h. unter der Bedingung, daß Sie, Miß Hoggard, mir in Bestimmung der Sitzungen volle Freiheit lassen, und unter der Voraussetzung, daß das Honorar, welches ich für meine Mühe mir ausbitten möchte, Ihnen nicht zu hoch erscheint.“

Ich nannte eine verhältnismäßig sehr große Summe.

Alle, aber besonders meine anwesenden Kollegen sahen mich verwundert an. Eine augenblickliche Stille trat ein.

Endlich rief der Professor lachend: „Aber mein bester Antoni, das ist entschieden doch zu hoch gegriffen.“

Ich sah ihn ruhig an.

„Nicht für den Zweck, Herr Professor, den ich im Auge habe. Ich beanspruche von der Summe keinen Pfennig für mich, ich möchte das Geld für die Witwe meines unglücklichen Freun-

des, unseres allgemein beliebten Kollegen, Mar Drießen, anlegen.“

Wieder folgte eine tiefe Stille meinen Worten, aber viele Blicke wandten sich mit freundiger Zustimmung mir zu. Ueber Miß Ellens Gesicht allein ging ein peinlich verlegener Zug. „Ich werde mit größtem Eifer an meine Aufgabe gehen“, begann ich wieder, „ich will meine ganze Kraft einsetzen, und wenn das Bild vollendet ist und vor Miß Hoggard's Augen und dem Forum meiner Herren Kollegen als „gut“ bestanden hat, bitte ich Miß Hoggard, das ausbedungene Honorar in die Hände des Herrn Professors Hendrichs zu legen, welcher es, auf seine ihm eigene, zartfümmige Weise, der bedauernswerten Witwe übermitteln wird. Sie darf natürlich nicht wissen, woher dies Geld kommt, sie muß in dem Glauben gelassen werden, daß es aus dem Erlös für die Bilder ihres Mannes stammt.“

Zugleich mußte ich die ganze Gesellschaft hier um tiefste Discretion über die verhandelte Sache bitten.

Und nun, Miß Hoggard, wie entscheiden Sie?“

„Ich bin bereit, auf Ihre Forderung einzugehen, ich lege sogar, in Anbetracht der guten Sache, noch 1000 M. zu.“ erwiderte sie liebenswürdig.

(Fortsetzung folgt.)

Ein badischer Schulmann.

III. (Nachtrag.)

Wir sind mit dem Auszug aus der interessanten Biographie zu Ende gelangt. Es darf aber dem Verfasser jetzt zunächst noch ein Wort des Dankes und der Anerkennung ausgesprochen werden für die Mühe, die er sich gegeben, um aus ziemlich umfangreichen Aktenstücken und Werken ein schön abgerundetes Bild von dem Leben und Wirken des hervorragenden Schulmannes zu schaffen; dasselbe ist, wie sich gezeigt hat, namentlich auch von Wert wegen der Lehren, die es für die Gegenwart enthält. Daß der Biograph, wie sein Held es zu thun pflegte, mit dieser Arbeit „an seine Mitbürger, den weiteren Kreis der gebildeten Volksgenossen“ sprechen will, geht unter anderem besonders aus den einleitenden Sätzen hervor, auf welche nimmeh, in Erweiterung des Gegenstandes, noch etwas ausführlicher eingegangen werden soll.

Es sind noch immer, heißt es dort, kritische Zeiten für das humanistische Gymnasium. Kaum je war so wie heute die Ansicht verbreitet, daß unsere Schule neuerungsbedürftig sei, kaum je wurde so leidenschaftlich über die unpraktische, veraltete Methode geklagt; kaum je waren so viel berufene und unberufene Schulverbesserer mit gutgemeinten Reformvorschlägen bei der Hand. Man darf wohl behaupten, daß zur Zeit der Stand der Gymnasiallehrer einer der bestgeschmähten und vielleicht der am fleißigsten bedrückten von allen ist. Und was entschädigt diese Männer für eine so ausgesucht unfreundliche Behandlung vonseiten des Publikums? Etwa ein besonders bequemer Dienst? Niemand, auch ihr heftigster Feind nicht, magt das zu behaupten. Oder eine auffallend günstige äußere Lebensstellung? Auch das kann im Ernst niemand uns vorwerfen. Und trotzdem finden sich immer wieder junge Leute, und nicht die schlechtesten, nicht die unbegabtesten Söhne unseres Volkes, die sich, nicht aus Noth, nicht aus Unfähigkeit zu anderweitigem Broterwerb, nein aus Begeisterung diesem vielgeschmähten, arbeitsüberreichen, an Geld und Ehren armen Berufe widmen.“

Die Richtigkeit dieser Behauptungen muß ernstlich und entschieden bestritten werden; sie entspringen einer verkehrten, durchaus schiefen Auffassung. Gewiß ist längst, und jetzt endlich auch in Baden die Ansicht verbreitet, daß unsere Gelehrtenschule erneuerungsbedürftig sei; es ist dies auch ganz natürlich; denn noch gilt immer im wesentlichen der Lehrplan vom Jahre 1869, der hinwieder gegenüber demjenigen des Jahres 1836 (abgesehen von der Vermehrung der Griechischstunden) auch keine einschneidenden Neuerungen gebracht hatte. Es wäre gerade deshalb interessant gewesen, zu erfahren, ob Rüstlin, gegenüber dem genannten Befreien einer gänzlichen Abschaffung des Griechischen als Pflichtsach, nur für Verbeibehaltung der früheren Stundenzahl in dieser Sprache gekämpft, oder eine Verflärkung in dem Maße befürwortet, wie sie dann erst 1869 eingeführt worden; das würde noch einen ziemlichen Unterschied ausmachen. Doch, wie dem auch sei, wenn auch noch so leidenschaftlich über die unpraktische veraltete Methode geklagt und dringend nach Reform verlangt wird, so ist damit noch lange keine persönliche Schmähung des Standes der Gymnasiallehrer verbunden und man braucht nur einen Blick in die Tagespresse zu werfen, um zu finden, daß ganz andere Persönlichkeiten, ein auf der gesellschaftlichen Stufenleiter viel weiter vorgeschrittener Stand der „bestgeschmähten und am fleißigsten bedrückten“ ist, sich aber zum Glück deshalb wenig aus seiner Klause bringen läßt.

Wenn es in Schultagen zu persönlichen Ausfällen kommt, so sind diese in der Regel durch eine ungeschickte Polemik herausgefordert. Unbestreitbar ist ferner, daß gerade die Verteidiger des

alten Systems nur selten auf sachlichem Boden bleiben, sondern immer wieder auf Persönlichkeiten und Autoritäten hinauspielen, am liebsten jede, auch noch so wohlbegründete Ansicht, geringfügig als Meinung oder Vorschlag „unberufener Schulverbesserer“ abzu thun oder sie, was noch einfacher und bequemer ist, totschweigen. Von einer „ausgesucht unfreundlichen Behandlung von Seiten des Publikums“ kann in der Regel nur da gesprochen werden, wo sie selbst verschuldet ist. Der öffentlichen Kritik untersteht in unserer Zeit jede Staatseinrichtung; nur wer derselben eigenfönnig alle Berechtigung aberkennt, und sich allein für besser wissend hält, wird schließlich ernstlich Schaden leiden.

Das Urteil unserer maßgebenden Schulkreise ist leider auf dem einseitigen Standpunkt der Altpädagogen stehen geblieben und hat sich der Erkenntnis verschlossen, daß die in Preußen durchgeführte Schulreform in fast allen Punkten ein wohlgeordnetes, nachahmenswertes Wert sei. Umsonst haben längst Vertreter aller gelehrten Berufsarten ihre Meinung geäußert und begründet, daß eine gemäßigtere Neuerung, ein besonnener Fortschritt im angegebenen Sinne wünschenswert und notwendig sei; noch denken keine Anzeichen darauf hin, daß irgend etwas geschehen werde. Die einzige und höchste Weisheit wird also wohl noch einige Zeit bleiben, mit Stärrheit an den althergebrachten Einrichtungen festzuhalten. Nun, das Rad der Zeit wird sich doch nicht mehr allzu lange zurückhalten lassen und auf einmal wird es dann vielleicht einen größeren Ruck thun, als geschehen würde, wenn man sich nicht vorher hartnäckig jedem Fortschritt widersetzt.

Der Biograph hat seiner Arbeit die folgenden Worte Jean Paul's vorangestellt: „Die jetzige Menschheit verläßt unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmärkt des späteren Lebens nähme.“ Das ungefähr war auch der Kern und Grund all der Argumente Müllers in seinem damaligen Kampfe, der aber, wie gesagt, vielleicht eine andere Basis hatte; dieser Spruch und sein ungefährer Sinn ist auch der Hauptpöppel, der immer ängstlichen Seelen, die in der Frage der Reform noch nicht recht entschieden sind, als Schreckgespenst vorgeführt wird. Die Sache ist nur, daß kein vernünftiger Mensch die genannte Art der Jugendbildung im Grundsatze bekämpft und etwa dem heranwachsenden Geschlechte den „Durchgang durch jenen stillen Tempel“ verwehren oder unmöglich machen wollte. Es handelte sich bloß darum, daß jener Durchgang und Aufentsatz füglich etwas kürzer sein darf, als die Pädagogen in ihrem Fachjargon wähnen; ja es ist der Beweis längst erbracht, daß bei ganz wesentlicher Kürzung des Aufenthaltes durchaus gleichwertige Ziele erreicht werden können. Noch nie sind triftige, durchschlagende Gründe gegen diese durch zahlreiche Erfahrungen wohl erwiesenen Behauptungen vorgebracht worden. Möge man also endlich auch bei uns thun, was man in Preußen, sowie ähnlich in Bayern und Hessen zur großen Zufriedenheit — nicht gerade der Altpädagogen, wohl aber aller ihrer „gebildeten Volksgenossen“, — durchgeführt hat und es werden, wie in jenen Ländern, Tadel und Hängeleien aufhören oder doch wesentlich eingeschränkt werden.

Von großen Unbequemlichkeiten eines arbeitsüberreichen Dienstes, eines an Geld und Ehren armen Berufes auch jetzt noch zu reden, wird auch nicht jeder, der den richtigen Einblick in andere Verhältnisse hat, für wohlangebracht halten; doch ist das Geschäftsfache, über welche nicht weiter gerechnet werden soll. So kann denn von der Programmbeilage und ihrem Verfasser Abschied genommen werden; wenn seinen Ansichten auch in einigen Punkten widersprochen werden mußte, so bleibt das sonstige Verdienst der schönen Arbeit doch ungeschmälert; möge das gute Beispiel viele Nachahmer finden! —

△ Die Katastrophe am Brienzersee.

Die Verheerungen des Lammbaches beim Brienzersee haben eine ganz genaltige Ausdehnung angenommen, wenn auch glücklicherweise bis jetzt Menschenleben den unheilvollen Gewalten nicht zum Opfer gefallen sind. Der Lammbach kommt aus einer tiefen Schlucht des Brienzergates. In trockenen Tagen ist dieser Wildbach ein harmloser Gefelle, der sich kaum bemerkbar macht, anders aber gestalten sich die Dinge, wenn nach anhaltendem Regenwetter die Wasser anschwellen und sich stauen. Das Wasser lodert das Gestein, und es erfolgen kleinere oder größere Abstürze, die ihrerseits dem Wasser den Abfluß verwehren, so daß sich da und dort Seen bilden. Da werden nun die umliegenden Schuttmassen vom Wasser nach und nach aufgeweicht und unterpölpelt und rücken schließlich langsam, man möchte sagen, mit grausamer Langsamkeit, aber mit unüberstehlicher Gewalt abwärts. Unten im Thal liegen zu beiden Seiten des Ausgangs der Lammbachschlucht die Dörfer Schwanden und Hofstetten, mehr im Vordergrund das Dorf Kienholz. Das letztgenannte Dorf besand sich von jeher in der am meisten gefährdeten Lage und ist auch schon wiederholt durch die Flamm geschädigt worden. Den Schreckenruf: „Die Flamm kommt!“ kennt dort Groß und Klein. Am 31. Mai d. J. wälzte sich ein schmaler Schuttstrom hart am Dorf vorbei, gefährdete einzelne Häuser und verpölpelte viel Land. Durch das wochenlang anhal-

tende Regenwetter wurde nun aber eine viel ärgere Katastrophe vorbereitet und veranlaßt. Und diese sollte dem Dorf Kienholz verhängnisvoll werden. In den oberen Teilen der Lammbachschlucht hatte sich ein See gebildet; die Gestein- und Schuttmassen wurden durch das Wasser unterhöht, und als der Ausbruch erfolgte, stürzten von beiden Seiten die geloderten Schutt- und Felsmassen nach, so daß eine breiartige Masse zu Thale kam, welche alles, was ihr im Wege stand, bedeckte oder mit forttrieb. Der verheerende Schlammstrom wandte sich diesmal direkt gegen das unglückliche Dorf Kienholz und nahm dann die Richtung gegen den westlich vom Dorf gelegenen Eisenbahndamm der Linie Brienz-Meyringen, staute sich zuerst, um dann den Damm zu überfließen und jenseits desselben sich in den See zu ergießen. Längs des Bahndammes hatte sich ein etwa 30 Meter breiter und 2 Meter tiefer Schlammsee gebildet, der weite Strecken Kulturlandes bedeckte.

Das Dorf Kienholz bietet einen trostlosen Anblick. Die meisten Häuser stecken tief im Schlamm oder sind ganz verschüttet. Ungefähr in der Mitte der Bewüstungsfläche erblickt man den Gasthof zum „Toll“. Der große, fehrige Schütze zielt noch immer nach dem Pfel auf dem Haupte des ruhig stehenden Knaben, ihn kümmern die furchtbaren Ausbrüche dieser Steinlava nicht, aber auch er wird schließlich untergehen und im Schlamm versinken. Neben dem Gasthaus stand ein Gebäude mit großem Tanzsaal, ein etwa 10-m langer, hölzerner Gang führte vom 1. Stock des Wirtshauses hinüber in diesen Saal. Jetzt steht der Saal etwa 100 m weiter unten auf der verschütteten Bahnlinie, er war durch den unüberstehlichen Schlammstrom von den Mauern gehoben, weggetragen und durch die Wiesen und über Baumwipfel hinweg nach dem Bahndamm geführt worden. Bänke, Stühle und Bettzeug ragen aus dem wüsten Chaos hervor. Das Gesamtquantum der zu Thale gekommenen Schutt- und Schlammmassen wird auf eine viertel Million Kubikmeter bemessen, der Gesamtschaden übersteigt jedenfalls 200 000 Franken.

Leider ist keine Hoffnung vorhanden, daß der Lammbach nunmehr ruhen werde. Im Gegenteil wird sich in früherer oder späterer Zeit die Katastrophe wiederholen, und neben dem heute fast vollständig verwüsteten Kienholz bleiben auch Schwanden und Hofstetten stets gefährdet. Was aber das Schlimmste ist, es droht noch eine andere große Gefahr, auf welche heute von einem Fachmann, Hrn. Dr. Wehrli, aufmerksam gemacht wird. Oben am Berg zieht sich in einer Höhe von 1200 Metern und auf eine Länge von etwa einem Kilometer ein kontinuierlicher Riß durch den Bergpöppel, welcher die Lammbachschlucht von der westlich gegen Brienz folgenden Schwandenbachschlucht trennt. Wer auf der Eisenbahn von Brienz nach Meyringen fährt, kann diesen Riß ganz gut verfolgen. Nun ist durch Beobachtungen festgestellt, daß sich eine langsame Terrainverschiebung bemerkbar macht. Es wandert also eine mächtige Scholle mit Felsen, Wald und Hütten stetig abwärts. Es kann, so führt der genannte Fachmann aus, der Fall sein, daß die Bewegung so sachte fortfährt, wie sie begonnen hat. Es kann aber auch sein, daß ein großer Bergsturz sich vorbereitet. Im günstigeren Fall geht er trockenweise zu Thal, im schlimmeren Fall löst sich die ganze Masse auf einmal. Dann werden die unten liegenden Dörfer sicher verschüttet. Im aller schlimmsten Fall erreicht der Sturz den See und erzeugt dort eine Flutwelle, welche Brienz begraben und, sich fortpflanzend, sämtliche Ortschaften am Brienzersee, allerdings mit abgeschwächter Kraft, überfluten würde. Welche von diesen Eventualitäten einmal eintreten wird, kann heute kein Mensch sagen. Die relativ geringe Sturzhöhe läßt hoffen, daß nicht die aller schlimmste Wendung zutreffen wird; doch ist für die Fortbewegung die geringe Höhe durch die große Masse wieder teilweise kompensiert. Noch viel weniger läßt sich das „Wann?“ beantworten. Es kann nach der nächsten Regenperiode sein, es kann auch noch Jahrhunderte dauern. Einzig sicher ist, daß der Abbruch, so vorbereitet bestimmt einmal erfolgen muß.

Gehrter Herr Redaktör!

„Sich net inwerdriehwe, e halme Ewigkeit, seit ich kein größerer Ausgang mehr und'nomme hab', un ich war deßwege ganz bass immer deß Lehwes un Dreiwes, wo sich gegewärdich in d'r ganze Schtadt entwicke duht — vom Pfameschtel bis zum Sommertrich, kann-mer saage. Wo mer naus und nahngelt, werd baut und becht'lt un mit em Harttopf handiert, un uff em Markt- blaz ercht ich Jhne deß en Gschämmer, grad als wann se d'r dote Margraf aufwede wollte, wo unter d'r Pirammiß schlafst. Mir sollt' jeh emahl Einer komme un aß noch saage: Karlsruh wär e langweilichs Heft — der dächt awer meinerseß d'r Brudder kenne lerne! Un wie werd deß Feschtleid, wo unser Schtadt ohne ansieht! Mir kann nor saage: Großardich! Freilich, 's lösch e scheens Schtiddele Geld, bis so alles mit'inander im Wei isch. Awwer mir heun's jo, un die Fremde, wo als so gern uff uns Landgrävler uhze, solle saage: „Aller Reichbeggt d'rfor!“ S'werd net gnanert im Badiße, wann sich's un e Huldrichung for ihren Großherzog handelt!“ — D' Schtadt an sich kann deß aller-

ding's ab leichter mache, als ehne unjereins, indem da halt alles nach-eme sachmännische, einheitliche Blahn un gwaße in's Große g'schafft werd. Anwer mir einze Bürger henn jeh manche Sorg, wie m'r Alles am G'schmactvollste un mit e bisle Schid arraschieren könnt', un mer möcht doch neg-geru hinter sein Nachber z'rickschteh. So harw' ich ohnlängst nor im Vorbeigehn mit mein Wissawth, em Herr Kaufmann Großmeier, inwer die Sach g'schbroche: „Wie mache denn Sie's eigentlich auf d'r neunt September, wann mer fraage darf? Daß mer b'kränzt, v'r'schicht sich am Rand, unjer Fahne werd auch neu g'wäße, anwer m'r möcht doch gern e bissele was außerordentlich un schtandesgemäße — jaag ich — wie wär's, wenn mir unjer Badenia bibsch brongfire lasse un mit-eme Vorbeerfranz auf'm Kopf rausjchtele dächte? Glaube Sie net, daß deß eine ganz gute Idee wär?“ — „Wem's g'fallt“, — hat dabrauf der Herr Großmeier entgegnet un halwer schböttisch mit de Achse zucht — jeh mir, for unjer Deil, mache was ganz Ergawiffits am Haus: e Huldichungs-Zinschrift aus lauter Gasflämmle; ich hab' mich schon an's Gas- un Wasserwert g'wend't weger-eme extrae Leitungsrohr. Sie werre schon sehe, deß macht Effekt! — „Meintwege“, hab' ich dem Großmeier jeh erwidert: „mein Grundsatz ich halt: Einfach, anwer von Herze! Jedes Dpfer ich recht uff'm heimathliche Altar, nomme muuß es ehrlich sein un net behlings noch mit-ere Absicht d'chinter.“ Jch hab' denkt: hoffentlich merfich d'r Buge, denn mir wisse schon lang, daß du Giner von Selle bisch, mo gar un gern d'r brattisch Padriocht rauschenke.

Inwerichens — nemme-Se mer's net in ihmel — anwer ich jeh' demne Jubiläumsdag, wie soll ich saage — mit ere g'wische Beklemmung entgege, denn mir werd d' Festschupp net schlecht verfaße. Unjer Haus, unjer schtills, friedlich's Haus soll nämlich immerjehennut werre — von d'r Verwandtschaft bis in's sibbte un achte Glied. Jch krieg e Gänshaut, warne nor brandente duh! S'ich scho seit Fröhjahr ausg'macht, daß mei Bruder un sein Frau auffem Unerland zu demne Festschiffdächte bei uns Gwartier nemme. No, da will ich nix saage; zwei Person'e henn Blag in unjerem Fremdezimmerle; junoas ich dann deß da; un mir bruechte uns net weiter einj'chränke. Anwer ich bin ja fassch ungs'alle vor Schred, wie hent ah noch vollschter die Verwandtschaft von meinere Frau, auffem Dowerland, jeds Kopf hoch, ohne alle Einladung ihr W'uch ankündicht. „Deß geht mer jeh doch inwoers Bohnelied“, jaag ich da zu meiner bessere Gälst, „angeblichlich werd abj'wunte. Mei Ruh will e hamme! Oder meinisch, ich hält Lust, wider wege deume Dowerländer Baure in d'r Waschsch'ich z'j'wernachte, wie anno ein-un-achzich, un mit dem W'uch, wo eigentlich mich gar nix angeht, von ein Ort an d'r ander dortle?“ — „So, erwidert da mein Frau g'reist, „so, du schämisch Dich also mit meine Verwandte? Anwer gell, wann se so alle Winter ihr Körble Dörferleisch schide, da ich die Verwandtschaft recht. Un wer kriegt denn, wann se ihr Schwarzwälder Kirchwasser zum Prässent mache, alle Nit so arg's Leidweh, du oder ich? da tannsch sehe; Die rewajchiere sich wenischens. Anwer laß mich nor mit deinere Verwandtschaft in Ruh; m'r weiß, daß die wahrhaftich net von Schenlebach d'rheim sinn. Alle Angeblich hente-se d'r ihr Füh un der dein Dsch un wann's aus un v'rbei ich, wische-se sich mit d'r Erwiet ihr Mund ab, un muusch froh sein, wann-se nor danlschön saage. Daß die sich emahl mit eme kleine Reispräsent erkennlich zeige, ich noch gar net dag'wese. Suche-se Ein im Fröhjahr heim, so heißt's: S'ich nor schad, daß-es bei uns gar kei Kirsche gebt in dem Jahr; mir hätte Euch gern e Körble voll mitbracht. Un im Her d'icht blase die quise Baure in's selbe Hörnle: da hat-ene gewöhnlich im leichste Angeblich s'Fogelwetter ihr ganze Ernt verschlaage un d'Traube wolle barduh net reis werre. S'ich so net weger-em G'schent — mir sinn ja net so — sondern nor, daß m'r ah d'Erkennlichheit d'ran seht. Am meischst lurt mich anwer als sell, daß die Unerländer immer d'r Gelddeut' ligge g'last hanwe, wann-m'r in-ere Restaurant oder uff-ere kleine Schristuhr mit-ne fort ich. Da beneume sich mei Verwandte zehnmal nohwer un derse deßweg unter keine Umschänd uff d'Zeit g'fest werre.

Jch hab' auf die g'falte Red von meinere Frau hin, anwer doch noch en leichster W'uch g'macht, mir die ganz Blaas viel-leicht troßdem vom Hals g'halte: Wie meinisch, wann-mir einfach z'rickschrewe dächte: Sie solle sich gar kei Hoffnung mache, daß vom Festschupp was g'he wär; s'kante viel zu viel Zeit hierher — un durch unjer Schtraaf giengt-er nadierlich net, denn s'fiet von jeder Uhsus, daß m'r unjer S'ichstadt links ligge liebt bei so're G'legeheit. Un dann könnt m'r die Anschichtunge auch e bisle d'rauf aufmerksam mache, daß so große Menschenjammulunge immer mit-ere g'wisse G'fahr for Leib un Lehw'e v'r'bunde wäre — wie dazumahl beim Münchener Festschupp, wo selle wieblich gewordene Elefante die gröh't' Bahnd' v'rurjacht henn. Biegt des Abschreckungsmittelle ah net, so muuß m'r ehne in Gott's'namme in den saure Apffel beße! Anwer — hab ich zu meinere Frau weiter g'faagt — komm' mir numme net un johner mir d'r Kopf voll, wann's emahl heißt, netto elf Blage z'berjorge! Am Weichte wär's, du dähstich d'r glei so'n Jurahschüssel aus d'r Ju-

fant'rieffassern lehne, denn du werfch wisse, wie so Landeunt ein-haue könne. Wie un wo du anwer die viele Gähst Nachts un d'r-bringe willsch, sinn bei Sache. Deß saag ich d'r glei: du bisch auf'm Holzweg, wann d'meinisch, ich mieth m'r e Zimmer for d'weisch Marit im Daag, daß jo die Verwandtschaft sich's in mein eigene Haus schön bomahbisch macht. Mei Frau hat sich anwer net in's Bodshorn jage lasse, sondern erklärt: Sie hält' da eine sehr gute Idee. In der Zeitung wär's neilich g'schande, daß net alle Fremde in d'r Schtadt selwer Und'rkunst finde dächte, sondern sich in de umliegende Ortshafte — Rinthe, Rippur, Beierthe un Bulach eheterab — eingwardiere mischte, wo m'r ja auch ganz gut un jedefalls billicher auf'home wär; denne sollt' ich mich grad anschließe. So'en Morgejshagiergang nach Karlsruh' rein hält' auch sein Gates, b'jonders for Jemander, wo allfort e bisle mit'm Kopf g'schaffe hält', wie ich. — Dabrauf ich mir anwer jeh doch d'r Geduld'sfabe abg'riffe. „Denn Vorichlaag“, harw' ich ang'fange, „denn muusch Jemand mache, wo d'Hofe mit d'r Weizgang anziegt! Net un-e Million geh' ich aus meinere Wohnung raus un derbei bleib't's.“ — „Keeg-be net uff“, meint da auf einmal mei Frau, „ich will jo jogar auf dem Her d'chtman'tl verzichte, wo d'mer scho lang v'r'schbroche hafsch; nur muusch m'r in dere Gwartiertrag emahl freie Hand lasse.“ — „Wann's so ich, saag ich jeh, sinn mir ja einich“ — un d'r häuslich Friede war wider her-g'schstellt. Wann anwer je meiner Frau die Festschiffdächte doch amend unbegwem werre sollte — ich wäsch mei Gänd in Unschuld.

Ergewenscht

Brudler, Rentier, Privatmann und Partikulier.

P.S. Könn-Se net auf Unweg 'rauskrige, ob bei dem große Festschiffe auch d'r Schambannier mit d'rbei ich? Dann wär tußfzehn Marit net j'viel. Andersfalls werre ich mir anwer die Sach doch inwerlege!

Verschiedenes.

— Aus dem Briefkasten des „Klabb.“ Den „Hambur-ger Nachrichten“ (Nr. 194) wird gemeldet: „Die Sonnenfinsternis wurde bei klarem Sonnenschein in Kautskino (Zinnmarken) von dem Engländer Butler beobachtet.“ Eine Sonnenfinsternis bei klarem Sonnenschein ist gut. — Im Polizeibericht des „Breslauer Fremden- und Intelligenzblatts“ vom 25. August ist zu lesen: „Zugelogen ist am 19. d. M. dem Sodawastraße Nr. 45 wohnenden Kaufmann Fritz Mangelsdorf ein weißer Hund mit braunem linkem Ohr und der Steuernummer Nr. 1060.“ Der fliegende Hund (Pteropus edulis nach Brehm) muß von Sumatra oder einer andern der indischen Inseln gekommen sein. Daß die fliegenden Hunde dort der Befestigung unterworfen werden, war uns neu und läßt auf einen indischen Mierkel schließen. — Auf der Allgemeinen Evangelischen Missionskonferenz, die am 25. und 26. August in Diez stattfand, scheint es recht hoch hergegangen zu sein. In der „Emser Zeitung“ (Nr. 193), welche die Tagesordnung der Konferenz veröffentlicht, heißt es: „Nach der Konferenz findet ein einfaches Mittagessen (Gebet zu 150 Mar.) im Hotel Scherff statt.“ Das soll ein einfaches Mittagessen sein! — B: Im „Hannoverschen Tageblatt“ (Nr. 226) liest man: „Es ist für jeden, der den Werdegang Hannovers mit weitreichenderem Auge über-schaut, eine sichere Gewißheit, daß, wie bei fast allen Großstädten, auch bei unserer Vaterstadt die dauernde Entwicklung, das An-wachsen ihres Körpers der aufgebenden Sonne entgegen, also nach Westen hin, vor sich geht.“ Früher ging doch auch in Hannover die Sonne im Osten auf. Hat sich das jetzt wirklich so geändert? — Im „Deutschen Blatt“ vom 19. August macht der Kaufmann Sigmund Kohn in Komotau bekannt: „Ich erkläre jedermann für einen Schurken und ehelosen Grabhiebner, der behauptet hat oder noch behauptet, daß ich mich nur ein einziges mal ausgeglichen habe.“ Offenbar hat Kohn sich wiederholt ausgeglichen und be-trachtet es nun als einen Angriff auf seine Tüchtigkeit als Ge-schäftsmann, wenn jemand behauptet, er habe es nur ein mal gethan.

Humoristisches.

Bergaloppiert. Professor: „Ich bin sehr strenge, meine Herren... aber machen Sie sich nichts daraus — es geht mir zu Hause auch nicht besser!“
Blumensprache. Soldat: „Herr Feldwebel, kann ich Urlaub bekommen? Wir schlachten daheim!“ — Feldwebel: „Ja. Wenn Du einen Tag länger bleiben willst, so schick' nur Nachricht — widel's aber gut ein!“
Höchste Schüchternheit. Tochter: „Mama, der Asses-sor hat sich noch nicht erklärt!“ — Mutter: „Aber das ist doch wirklich ein unverschämter verschämter Mensch!“
Schlimm. Unteroffizier (zu einem Soldaten, der einen Knopf am Rock verloren): „Ich glaube gar, der Mensch trägt sich mit Abriungsgedanken.“ (H. W.)

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe, Fischstraße 9.